

Gott ist dann mal weg

Warum der neue Kinofilm „*Lourdes*“ von Jessica Hausner ein Albtraum ist

von Alexander von Lengerke

Am 1. April startet der Film „*Lourdes*“ von Jessica Hausner in den deutschen Kinos. An den verschiedenen Dokumentationen, die wir bislang im Fernsehen erleben konnten, zeigt sich immer wieder, wie unterschiedlich die Medien, die sonst keine Berührungspunkte mit *Lourdes* haben, den Ort und seine Botschaft wahrnehmen. Wer ungefähr weiß, wie vielfältig die medialen Eindrücke sein können, wird auch über den Kinofilm nicht wirklich überrascht sein.

Neu und auch mutig ist das Unterfangen, einen Spielfilm über *Lourdes* fürs Kino zu produzieren. „*Lourdes*“ ist eine ungewöhnliche Story und das Thema heikel genug für die Kontroverse. Dass dies gelungen ist, kann man Regisseurin und Produktionsteam hoch anrechnen. Trotzdem bleiben nach Sichtung des Films Fragen über Fragen, was nach Auskunft im Pressematerial ganz im Sinne der Regisseurin ist.

Aber der Reihe nach. Erzählt wird die Geschichte von Christine (Sylvie Testud), die an Multipler Sklerose erkrankt ist und mit den Maltesern nach *Lourdes* pilgert. Wie so viele Menschen, die an schwerer Krankheit zu leiden haben, klagt auch sie über sich und die Nutzlosigkeit ihres Daseins durch ihre Krankheit. Ihr zugeteilt ist die Pflegerin Marie, die in ihrem Dienst bei den Maltesern nach Sinn und Richtung in ihrem Leben sucht. Im Lauf der Geschichte wird Christine geheilt, und fortan fragt sich ein jeder Pilger dieser Gruppe, warum sie und nicht jemand anderer. Diese Frage spitzt sich zu, als sich parallel zu Christines Heilung herausstellt, dass die Teamchefin der Malteser, die sich als streng und fromm in ihrem Glauben gibt, an Krebs erkrankt ist.

In ihrem Regiestatement bezeichnet Regisseurin Jessica Hausner ihren Film „*Lourdes*“ als „böses Märchen – eine Einschlafphantasie oder ein Albtraum“. Ein Albtraum in der Tat – gerade wenn man weiß, dass die Realität des in *Lourdes* Erlebten eine ganz andere ist.

Wer *Lourdes* kennt und von seiner Botschaft zu leben gelernt hat, merkt schnell, dass der Film „*Lourdes*“ ein düsteres Gegenbild entwirft. Von der Vielschichtigkeit der Motivationen der Menschen, die dorthin pilgern, der Hoffnung, die dort gestärkt wird, und der Freude dort ist keine Spur zu sehen. Der Film konzentriert sich auf die Frage nach dem Sinn der Heilung, die scheinbar willkürlich und nach Lust und Laune eines Gottes passiert, dem alle anderen leidenden Menschen völlig egal zu sein scheinen. Der Film meint ein riesiges Täuschungsmanöver zu enttarnen: die Kirche schürt die verzweifelte Sehnsucht von Millionen von Menschen nach Heilung, indem sie ihnen vorgaukelt „wenn Du nach *Lourdes* fährst und Dich innerlich bereitest, dann kann Gott heilen“. Kann – muss aber nicht.

Die Abwesenheit Gottes, die totale Leere gewissermaßen, wird in der Inszenierung spürbar: Alles im Film ist in kühlen, bläulichen Farben gehalten, die Einstellungen sind lang und alle Personen agieren wortkarg und stehen in Distanz zueinander. Auch die Glaubensvollzüge sind akkurat und mit Sinn für die Details gefilmt, aber so steril, formalistisch und streng, ja fast kalt inszeniert, dass Beklemmung aufkommt. Wo man im heutigen *Lourdes* derartige Szenen zu Gesicht bekommt, bleibt das Geheimnis der Regisseurin.

Das gilt auch für die Darstellung der Pilgergruppe und der Malteser. Das Verhältnis zwischen Team und Kranken bleibt auf bizarre Weise unterentwickelt und kühl. Die Mitglieder des Teams scheinen sich untereinander kaum zu kennen, sie sitzen sich, knien sich abends rechts und links neben das Krankenbett und beten stramm ein „Gegrüßet seist Du Maria“, bevor der Kranke dann mit einem tonlosen „Gute Nacht“ in die einsame selbe entlassen wird. Überhaupt wird außer dem Nötigsten kaum miteinander gesprochen; eine gemeinschaftliche Beziehung baut diese Gruppe nicht auf. Wenn geredet wird, kommt es immer wieder zu Ungeschicklichkeiten im Gespräch, etwa wenn Pflegerin Marie zur schwerkranken

Christine sagt, in Lourdes und bei den Maltesern mache sie was Sinnvolles, weil sie sich karitativ engagiere. Wie soll sich ein Kranker fühlen, wenn er zum sinnstiftenden Umgangsobjekt wird? Die Malteser werden hier böse karikiert, wenn nicht verleumdet, und das ist sehr ärgerlich.

Der Film geht an der Wirklichkeit in Lourdes vorbei. Die Millionen von Pilgern reisen nicht in die starre Glaubenskälte, sondern in ein Fest des Glaubens und des Miteinanders, das einzigartig ist. Das Lourdes des Films mag beobachteten Unarten religiöser Vollzüge zu entspringen, mit der Wirklichkeit im heutigen Lourdes hat es kaum etwas gemein.

Der Maßstab, den die Regisseurin hier setzt, ist der gesunde Mensch, der, der laufen, selber essen, einen Beruf ausüben und eine Familie haben kann. Aber genau hierin liegt der große Irrtum, dem der Film erliegt, denn Gesundheit ist weder Voraussetzung noch Garantie für ein erfülltes Leben.

Wer den Trost, der in Lourdes erfahren wird, ignoriert, der ignoriert Lourdes, und schlimmer: er ignoriert Menschen, die Schlimmstes durchlitten haben und durchleiden, indem er ihnen ihre Wahrhaftigkeit oder geistige Gesundheit abspricht. Wer so einfachhin meint auf Trost von oben verzichten zu können, muss sich ernsthaft fragen, ob das nicht – zumindest auch – damit zu tun haben kann, dass es das Leben bisher einigermaßen gut mit ihm gemeint hat – besser jedenfalls als mit denjenigen, deren Erfahrung hier so wegwerfend behandelt wird.

Das Ende des Films ist offen: Man weiß nicht, ob Christine in ihre Krankheit zurückfallen wird (ein Phänomen, das bei MS-Kranken durchaus anzutreffen ist). Das größere Wunder wird jedenfalls nicht behandelt: die innere Wandlung zu einem im Glauben frohen Menschen ohne die äußere Heilung. Von dieser berichten hunderttausende von kranken Lourdes-Pilgern. Anstatt sich damit auseinanderzusetzen, träumt der Film seinen eigenen Albtraum. Eine verpasste Chance.